

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit

JULI 2011



Erstes Nachkriegsrennen auf der AVUS vor 60 Jahren

Von Manfred Omankowsky, Zeitzeuge

Am 16. August 1950 konnte ich mein erstes Motorrad (NSU-Fox/Export) bei NSU-Mehner in der Belle-Allianz-Str. 92 abholen. Diese Fox war eine der ersten Neuerscheinungen der Nachkriegszeit. Ein 100-ccm-Viertaktmotor brachte sie auf 100 km/h und der Klang: kein Zweitakt-Gesinge, sondern kraftvolles Viertaktgebrumme. Ich war stolz darauf. Einschließlich Fracht musste ich 1.100 DM bezahlen. Mein Gehalt als Pressereferent des Reinickendorfer Bürgermeisters betrug 290,- DM brutto (230,-DM netto).

Einige Monate später hatte ich Gelegenheit, an einem Rennen auf der AVUS teilzunehmen. Etwa 25 sportbegeisterte Fox-Fahrer hatten sich auf Anregung von NSU für ein Steherrennen am 27. Mai 1951 angemeldet. Bei einem Steherrennen fährt ein Radrennfahrer im Windschatten eines Motorrads eine festgelegte Strecke um den Sieg. Meist auf Bahnen in Hallen. In Berlin im Sportpalast und später in der wiederaufgebauten Deutschlandhalle Diese Hallen waren aber noch zerstört. Wir trafen uns zur Vorbesprechung in den Geschäftsräumen von NSU-Mehner, Mehringdamm 33 (Einfahrt Gneisenau-Str 110). Etwa 10 Tage vor dem Rennen machten wir eine

Propagandafahrt unter Begleitung von weißen Mäusen durch die Straßen Berlins.

Am 25. Mai hatten wir von 19:30 bis 20:30 Uhr auf der abgesperrten AVUS ein erstes Training. Eine Stunde vorher wurden die Gestelle mit den Rollen an die Hinterräder angebaut. Die verhindern, dass der Radrennfahrer im Rennen stürzt, wenn er zu dicht auffährt.

Bei dieser Gelegenheit erhielten wir auch die NSU-Blusen. Es ging vom Start vor der Haupttribüne bis zur Südkurve kurz vor der Ausfahrt Hüttenweg und auf der Gegenfahrbahn zurück durch die damals noch vorhandene Nordkurve zum Ziel vor der Tribüne.

Am Sonnabend, dem 26. Mai, gab es von 16:00 - 18:00 Uhr mit den ausgelosten Rennfahrern einen zweiten Trainingstag. Ich fuhr mit einem der stärksten Fahrer, ich glaube, es war Bresching.

Der Startschuss fiel am Sonntag, dem 27. Mai 1951, vor der gut gefüllten Tribüne. Den Radfahrer möglichst schnell am Hinterrad zu haben, war wichtig. Dann wurde zügig auf etwa 60 km/h beschleunigt. Man fuhr so schnell, wie der am Hinterrad „klebende“. Fahrer es wollte und konnte, ohne aus dem Windschatten zu rutschen. Wenn das passiert, ist es schwer, ihn wieder „einzufangen“.

Inhalt

Erstes Nachkriegsrennen auf der AVUS	1
Zeitzeugen in der Schule	2
Die Frage am Schluss	4
... und noch 2-mal Kurfürstendamm	5
Nur zwei Worte	5
Miriam Magall liest DAS BROT DER ARMUT	7
Gratulationen/Suchmeldungen	8
Veranstaltungen der Zeitzeugenbörse	8
Impressum	8

Nach meiner Erinnerung landete ich im Förderfeld. Sieger war ich sicherlich nicht. Aber das war auch nicht so wichtig. Vor 60 Jahren beim ersten Rennen nach dem Krieg auf der AVUS dabei zu sein, war ein unvergessenes Erlebnis.

Für meinen geliebten Radsport und meine NSU-Fox, die „Zicke“ hieß, war es sicher eine gute Werbung.

Zeitzeugen in der Schule

Von Klaus Schwerk, Zeitzeuge



Prof. Dr. Michele Barricelli

Die meisten unserer Einsätze als Zeitzeugen finden im Rahmen schulischer Veranstaltungen statt. Oft fragen wir uns, was bei den Schülern angekommen sein mag. Manchmal werden Rückfragen gestellt, kaum oder nie Zwischenfragen. Wurden wir unserem Anspruch gerecht oder haben das „Thema verfehlt“? „Passendes Rezeptionsverhalten auf Seiten der Lernenden und situations-angemessene Erzählhandlungen auf Seiten jener, die Erfahrungen und Erinnerungen weitergeben möchten – nur unter Berücksichtigung dieser zweiseitigen Bedingung kann intergenerationelle Kommunikation gelingen“ – so Prof. Dr. Michele Barricelli, Geschichtsdidaktiker an der Leibniz-Universität in Hannover, in der Ankündigung eines Workshops von dreistündiger Dauer am 15. Juni 2011.

Die vielen Erschienenen zeigten, dass ein virulentes Thema anstand. Um es so zu sagen: Wir waren die „Schüler“ und Herr Barricelli der „Lehrer“. Vielleicht war's nicht jedem so klar, aber der Verlauf des Nachmittags war wie ein Blick zurück in eine so selten oder nie erlebte gute Schulzeit – zumindest für mich. Der „Lehrer“ vor uns, der in Sitzreihen tiefgestaffelten „Klasse“, die gut sichtbare „Tafel“, auf der stand, wovon jeweils die Rede sein sollte. „Frontalunterricht“ also – eine schlichte Provo-

kation in unseren Tagen! Ich kam auf die letzte Minute mit schlechtem Schülergewissen (die U-Bahn war doch schuld!) und wollte mich auf einen leeren Stuhl in der letzten Reihe „verdrücken“, bis ich mich erinnerte, dass es meine Aufgabe war, „Protokoll“ zu führen und meine Ohren altersbedingt nicht mehr alles so hören, wie's gesagt wird. So kam ich vorn in die dritte Stuhlreihe. Und das war gut so! Was nun in einer drei viertel Stunde vorgetragen wurde, war ebenso schwergewichtig wie schwer hörbar für ältere Ohren. Es war – um dies hier ohne jede Scheu an den Anfang zu setzen – für mich umwerfend und begeisternd. (Pfingsten war ja gerade drei Tage vorbei und mit diesem im heutigen Christlichen Abendland weithin sinnentleerten Fest die Erinnerung an eine „Begeisterung“, die schließlich das ganze Morgen- und Abendland erreichen sollte. Dies nur am Rande vermerkt.) So sollte man „unterrichten“ können, dachte ich! Auf der „Tafel“, in Wirklichkeit einer Projektionswand, zeigte eine PowerPoint-Präsentation, was Herr Barricelli ausführen würde.



Klaus Schwerk

Meine Notizen:

- 1. Zeitzeugen und Oral History in der geschichtswissenschaftlichen / didaktischen Theorie
- 2. Vorzüge und Schwierigkeiten im Unterricht
- 3. Praktische Hinweise
- 4. Spezielle Handlungssituationen

Dazu dann ein Zeitplan: $\frac{3}{4}$ Stunde Vortrag, $\frac{1}{4}$ Stunde Pause, Workshop

Für Schüler, die nichts sehnlicher erwarten als die Pausenglocke, ist so ein vorab gegebenes Gerüst eine Wohltat. Nicht nur für sie! Man erkennt, dass das, was folgt, durchdacht und absichtsvoll strukturiert ist und kein loses Dahinplätschern von interessant gemeinten Erzählungen. Wer weiß, was kommen wird, ist aufmerksam – und sei's mit Blick auf die Uhr. Zeitzeugen und Oral History.

Ein oft zitiertes Bonmot: „Zeitzeugen sind der (natürliche) Feind des Historikers“ oder – noch schärfer – „er lügt wie ein Zeitzeuge“ (Jehuda

Bauer in einem Vortrag an der University of North Carolina in Chapel Hill, November 2000). Vor allem in Deutschland war bis nach dem Zweiten Weltkrieg „Geschichte“ Gegenstand wissenschaftlicher Forschung, die sich ausschließlich auf nachprüfbar Quellen bezog. Nur was schriftlich oder materiell greif- und prüfbar war, galt. Geschichtsunterricht in den Schulen basierte darauf. Aber was, wenn es keine schriftlichen und nur wenige oder keine materiellen Zeugnisse gab? Gab es geschichtslose Bereiche? Es war kein Zufall, dass Amerikaner des 19. Jahrhunderts zuerst erkannten, dass die schriftlosen indianischen Bewohner des Kontinents eine eigene Geschichte haben mussten, die es zu erkunden galt – durch Befragung und Dokumentation. Mit der neuen Technik – Foto, Tonaufnahme – war es möglich und wurde bei den pragmatischen Wissenschaftlern der Neuen Welt sofort genutzt. Kein Wunder, dass in diesem Zusammenhang der englisch-amerikanische Begriff entstand: Oral History – ohne deutsche Entsprechung.

Erst nach dem Kriegsende öffnete sich zaghaft die Zunft der deutschen Historiker der „unwissenschaftlichen“, weil mündlichen Geschichte, die sich in Erinnerungen niederschlug. Sie war, und das ist bezeichnend, keineswegs objektiv, sondern nachweislich interessenbedingt. Wer sich als Opfer der Geschichte sah, beschrieb sie aus der Opferperspektive. „Opfer des Faschismus“, „Opfer von Flucht und Vertreibung“ usw. Immer waren damit Ansprüche an Wiedergutmachung, Renten, Privilegien usw. verbunden. Oft waren sie (partei-)politisch opportun. Kurz: Für einen korrekten, nicht interessen- oder politikabhängigen Geschichtsunterricht war und ist Oral History ein latentes Problem. Damit zum nächsten Schritt:

Vorzüge und Schwierigkeiten von Zeitzeugen im Unterricht

Die Vorzüge sind deutlich. Die Teilnahme eines Zeitzeugen am Unterricht hat Neuigkeitscharakter. Die Lehrerin kennt der Schüler, den Fremden nicht. Geschichte im Weltmaßstab erhält ein Lokalkolorit, wird damit „lebendige Geschichte“. Das ist motivierend und aktivierend und kann zu interkultureller Kommunikation helfen.

An dieser Stelle der Einschub eines Beitrages aus dem folgenden Workshop. Ein Zeitzeuge berichtete von einer Rückfrage nach der Schil-

derung der Fluchthilfe für seine ostdeutsche Freundin über die Grenze nach Westdeutschland. Türkische Schülerinnen fragten, ob denn die Eltern der Flucht, der „Entführung“ zugestimmt hätten. Interkulturelle Kommunikation im Prozess, der ihm, dem Zeitzeugen in diesem Augenblick bewusst geworden war!

Die Schwierigkeiten hingegen sind nicht zu übersehen. Im lehr- und zeitplan- bestimmten Schulbetrieb ist eine aufwändige Organisation erforderlich, um die Beteiligung von Zeitzeugen zu ermöglichen. Am problematischsten aber sind die inhaltlichen Aspekte des Vorgelegenen: Wie zuverlässig (und nicht manipuliert!) ist die Erinnerung? Wie deutlich wird, dass es sich um eine subjektive, nicht um eine objektive Darstellung handelt? Ist sie repräsentativ? Wie ist die Gesprächssituation? Gibt es ein Gespräch oder nur Antworten auf offene Fragen? – Der Zeitzeuge sollte dies im Blick haben, wenn er vor die Klasse tritt. Das führte notwendig zum Folgeschritt:

Praktische Hinweise und spezielle Handlungssituationen

Herr Barricelli führte Details auf, die wichtig und uns auch durchaus geläufig sind. Ich stelle sie bis auf die folgenden Anregungen nicht dar. Ein Zeitzeuge ist im Moment seines Beitrags die einzige Quelle der Information für die Schüler. Sie können, wenn überhaupt, allenfalls hinterher die Zuverlässigkeit überprüfen. Das setzt Verantwortungs- und, nicht zu vergessen, Selbstbewusstsein ohne Arroganz voraus. Es fordert vom Zeitzeugen, dass er sich über den historischen Rahmen seines Beitrages und in den entsprechenden Quellen auskennt. Er sollte seine erzählerische Kompetenz schulen und immer wieder überprüfen. Und – er soll Nachsicht mit seinen Zuhörern haben!

Damit endete der Vortrag. Und, ich gestehe, ich war froh, dass „Pause“ war – weil ich Zeit zum geistigen Atemholen brauchte.

Es folgte in neuer Sitzordnung – man konnte sein Gegenüber sehen – der Workshop. Jeder Zeitzeuge hatte Gelegenheit, Erfahrungen vorzustellen und Herr Barricelli ging mit großer Geduld und viel Einfühlungsvermögen auf jeden Einzelnen ein und – bedankte sich zum Schluss bei uns für neue Erkenntnisse!

Es waren, wie schon gesagt, drei Sternstunden für uns.

Die Frage am Schluss

Von Klaus Schwerk, Zeitzeuge

25 Schülerinnen und Schüler aus Seligenstadt, plus-minus 15 Jahre alt, haben sich zum Ende ihrer Realschulzeit eine Klassenfahrt nach Berlin geleistet. Sie haben alles, was die Stadt an Wichtigem bieten kann, mitgenommen: Rundfahrt mit dem Bus, die Straße Unter den Linden, Kudamm, Reichstag, Potsdamer Platz, KaDeWe, Hackescher Markt, Holocaust-Gedenkstätte, nicht zu vergessen irgendwo eine Disco, eine Dönerbude, eine Currywurst auch – eben rundum alles. Nun kam der letzte Nachmittag vor der Rückfahrt. Ihre begleitende Lehrerin meinte, es sei bei alledem Erlebten eigentlich kaum zu einer unmittelbaren Begegnung mit einem „Eingeborenen“ gekommen. (Sie hat, das muss ich zu ihrer Ehre einfügen, einen solchen Begriff nicht gebraucht, ja vermutlich nicht einmal gedacht!) Denn der Fahrer und die Führung im Bus, das Gewusele auf Kudamm und Unter den Linden, der Türke in der Dönerbude – das waren doch nur Augenblicke und kaum Begegnungen, wenn überhaupt. Wie wär's, wenn man einen älteren Menschen, einen richtig alten wo möglich, fände? Er sollte erzählen, wie's damals war, irgendwas, was sie oder er erlebt hatte. Die Zeitzeugenbörse wäre eine Anfrage wert.

So kam ich ziemlich kurzfristig zu meinem „Einsatz“. Ein erstes und einziges Telefonat klärte Tag, Uhrzeit, Ort und Anlass der Klassenfahrt. Thema? „Wie Sie wollen, vielleicht Mauerbau oder Krieg oder irgendwie so. Sie haben als Berliner das doch erlebt“ Ich bin kein guter Telefonierer. Deshalb habe ich der Lehrerin nur kurz gesagt, ich würde versuchen, den jungen Menschen etwas aus meinem Leben zu erzählen, als ich ungefähr in ihrem Alter war – eine Stunde lang. Mehr hält erfahrungsgemäß kein Schüler durch, zumal in der Mittagspause (14 bis 15 Uhr). (Ich auch nicht, übrigens!)

Zwei, drei Tage hatte ich Zeit, mir ein „Thema“ auszudenken. Ich versuchte zu erinnern, wie's denn war, als ich so um die 15 Jahre alt war. 1944 war das. Was wird das wohl als „Erkenntnisgewinn“ bei den Realschulabgängern am Ende ihrer Fahrt nach Berlin bringen?

In die Zeit dieser Gedanken fiel ein Abend mit unseren Kindern, um die 50 Jahre alt. Ich ha-

be ihnen von meinem anstehenden „Einsatz“ erzählt und gefragt, was ich mit meinem Leben „damals“ zu bieten hätte? Mein Sohn sagte: „Wenn du vom Krieg und der Nazizeit erzählst, fängt bei den Schülern das große Gähnen an. Wieder diese Helden- und Leidensgeschichten!“ Das war nüchtern und ernüchternd. Ich habe es trotzdem versucht. Mit der Armbanduhr als Kontrolle auf dem Tisch habe ich in 45 Minuten geschildert, wie ich, 1929 geboren, von Kind an „auf ein Leben zum Krieg hin“ herangewachsen bin. Um das verständlich zu machen, braucht es möglichst nachvollziehbare Beispiele. Beispiele gab's schon, aber für junge Menschen heute nachvollziehbare?? Immerhin, ich habe in den Gesichtern der durch Mittagspause erschöpften Schüler Aufmerksamkeit und – ich glaube schon – auch Spannung erkennen können.

Die „Stunde“ (45 Minuten = 1 Schulstunde!) war rum, ich am Ende meiner Rede, und die Schüler dran mit Fragen. Wie mein Leben „nach 45“ weiter gegangen sei. Eine komplizierte Geschichte von weiteren 65 Jahren, die ich schülerverdaulich kondensiert habe. Ein paar Fragen zum Leben mit der Mauer dann – auch die konnte ich mit ein paar Döntjes bedienen, die vielleicht das so fremde Leben „damals“ illustrieren konnten.

Und die letzte Frage: „Wenn Sie heute auf ihre Jugend unter Hitler zurückblicken – können Sie sagen, Ihr Leben war gut oder schlecht?“ Ich hatte den Schülern erzählt, wie ich in einem behüteten Elternhaus aufgewachsen war (auch im Krieg, an dem mein Vater von Anfang bis über das Ende als Soldat teilgenommen hatte und abwesend war!).

Einen Augenblick nur hatte ich Zeit um nachzudenken. Gut oder schlecht? Dahinter stand doch die Frage: War „es“ gut oder schlecht, was Sie erlebt haben? Wie stehen Sie heute dazu? Ich habe ehrlich geantwortet: Ich kann meine Biografie nicht umschreiben. Ich hatte eine schöne Kindheit und Jugend. Aber sie war kein unbeschwerter Glücksfall. Sie war nicht einfach geschenkt. Sie hatte ihren Preis, von dem ich „damals“ nichts wusste Und dann habe ich den Bogen zu ihnen, den heute 15-jährigen Schülern geschlagen, die am Ende ihrer Berlinreise standen. Auch sie hätten eine schöne Kindheit und Jugend hinter sich, aber auch diese hätte ihren Preis, von dem sie vielleicht „heute“ noch nichts wüssten: der Kaffee,

den sie jetzt zur Ermunterung trinken würden, käme aus Ländern und von Menschen, auf deren Kosten wir ihn so billig bekämen, die coole Trendhose nähen Frauen in Fernost, das schicke Mobiltelefon montieren Frauen und Männer in Billiglohnländern. Ich hätte erst „hinterher“ erkannt, welchen hohen „Preis“ meine Kindheit und Jugend gekostet hat. Ich konnte erst viel später erleben und begreifen, wo und wie für meine schöne und unbeschwertere Kindheit und Jugend „damals“ „gezahlt“ wurde: mit Sklavenarbeit und mit Lebensopfern. Mag sein, dass ihnen, den jungen Menschen von heute, später niemand eine Rechnung vorlegen wird, die unbeglichen geblieben ist. – Aber ich wollte den glücklichen Schülern die Freude am glücklichen Schulabschluss und an der Fahrt nach Berlin nicht verderben. Deshalb blieb's bei einer Anmerkung. Für mich aber war diese „letzte Frage“ ein unerwartet beglückender Abschluss des „Einsatzes ohne besonderes Thema“.

... und noch 2-mal Kurfürstendamm

Von Klaus-Dieter Pohl, Zeitzeuge

Ebenso wie Hans-Karl Behrend (s. seinen Bericht „*Zweimal Kurfürstendamm*“ im Zeitzeugenbrief 6/11) war ich „wg. 125 Jahre Kurfürstendamm“ im *Park Alterssitz City*. Das Drumherum der Veranstaltung am 31. Mai entsprach bis aufs i-Tüpfelchen der Schilderung Herrn Behrends.

Dem Wunsche des Organisators, Herrn Urban, entsprechend, begab ich mich zusammen mit den Teilnehmern der Veranstaltung auf einen gleichsam virtuellen Spaziergang über den Boulevard, mich an meinem früheren Schulweg (s. hierzu meinen Bericht „Auch ein Schulweg“ im ZZB 5/11) entlanghangelnd. Nachdem ich das mir zunächst als Widerspruch erscheinende Phänomen beiseite geschoben hatte, einerseits Zeitzeuge, andererseits - von den anwesenden zwei Mitarbeitern des Hauses abgesehen - der nach Jahren Jüngste der Teilnehmer zu sein, ergab sich ein mit zahlreichen persönlichen Erinnerungen gespickter Nachmittag. Von denen seien - ohne Anspruch auf Vollständigkeit - nur erwähnt: Viele Kneipen und Restaurants, die heute längst vergessen sind und an die sich die teilnehmenden Heimbewohner meist mit stillem Lächeln erinnerten. Und das auf der Wilmersdorfer Seite befindliche „Kopenhagen“ - von mir sträflich unerwähnt gelassen, weil es in

meiner Erinnerung verglichen mit dem „Old Vienna“ ziemlich „spießig“ war und deshalb unbesucht blieb : Es fiel tatsächlich etwas aus dem Rahmen, denn wie berichtet wurde, gab es dort stets gebügelte weiße Tischdecken und zudem war es das Lieblingscafé des Filmregisseurs Will Tremper, der u.a. „Das Wunder des Malachias“ mit der damals ganz jungen Karin Hübner gedreht hatte, die später als Eliza Doolittle in „My Fair Lady“ im *Theater des Westens* glanzvoll reüssierte

Und nicht weniger überraschend: Die Vertiefung der Kenntnisse über die frühen Jahre des heute häufig nur noch als Karikatur seiner selbst wahrnehmbaren Rolf Eden ...

Und die Kinos ... Was gab es da nicht alles zu berichten von unvergessenen Filmen in teils vergessenen Kinos mit Namen, die kaum einer noch kennt... Einer der Teilnehmer nannte einen Namen - „Alhambra“ -, das alle anderen nur an der Müller-/Ecke Seestraße wussten ... Als die einstündige Veranstaltung nach 90 Minuten zu Ende war und ich mich mit Informationsmaterial über das Haus eingedeckt hatte - man weiß ja nie - , war auf dem Weg zum Auto auch ein Platzregen nicht geeignet, mir die gute Laune zu verderben ...

Tags darauf war ich „wg. 125 Jahre Kurfürstendamm“ zum Interview bei einer Schriftstellerin, die ihrem 2007 erschienenen Buch „Abenteuer 'Kurfürstendamm' - Damals und Heute“ ein zweites Buch folgen lassen möchte. Im Reihenhaus in der Königsallee mit Blick in den Garten ergab sich trotz Tonbandmitschnitt und handschriftlicher Aufzeichnungen ganz rasch eine ungezwungene Atmosphäre ... Und beim Blättern in dem Buch von 2007 stieß ich auf Seite 90 auf ein Bild: Es gab am Kurfürstendamm 68 tatsächlich ein Hotel namens „Alhambra“ mit einem gleichnamigen Kino im Haus. Und das war nicht einmal „irgendein“ Kino, sondern dort wurde am 17.9.1922 der erste Tonfilm aufgeführt

Gewiss hat Herr Urban, der Mitarbeiter im Sozialdienst im *Park Alterssitz City*, dem ich die Entdeckung mitgeteilt habe, den gedächtnisstarken Teilnehmer hierüber unterrichtet ...

Nur zwei Worte

Von Klaus-Dieter Pohl, Zeitzeuge

Der Abend des 16.2.2011 ist mir eigentlich nur noch als ziemlich chaotisch in Erinnerung. An diesem Abend stellte der einst fünfthöchste

Richter der DDR, Rudi Beckert, im Justizgebäude in der Littenstraße auf einer Veranstaltung zum Thema „*Justizalltag im Unrechtsstaat*“ sein autobiographisches Buch „*Glücklicher Sklave - eine Justizkarriere in der DDR*“ vor.

Die Veranstalter hatten - die vorbereitete Bestuhlung in einer im ersten Stock befindlichen Nische der riesigen Eingangshalle drängte diese Schlussfolgerung geradezu auf - mit maximal 120 Besuchern gerechnet ... und sich mächtig geirrt, denn die Zahl der Interessierten war um ein Mehrfaches größer. Das machte einen geräuschvollen und zeitraubenden Umzug in das im Erdgeschoss gelegene Zentrum der kreisrunden Eingangshalle erforderlich, von der aus man auf an der Peripherie befindlichen Treppen nach oben und von da aus in die Seitengänge und von denen aus wiederum in die Räume gelangen kann, in denen sich das eigentliche Gerichtsleben abspielt ...

Die Veranstaltung selbst - zusammen mit dem Autor saßen drei Professoren auf dem Podium - wurde moderiert von der Präsidentin des Kammergerichts. Abgesehen davon, dass die Akustik in der großen Halle - respektvoll ausgedrückt - suboptimal war und zudem die geladenen Gäste - jedenfalls für die zuvor schon am Thema Interessierten - nur wenig Neues zu vermelden hatten, waren es nach kurzer Zeit wieder die „üblichen Verdächtigen“, deren extrem lange Fragen an die Podiumsgäste die Vermutung begründeten, dass sie an einer Antwort gar nicht interessiert seien...

Und derweil wanderte mein Blick durch die wunderbar renovierte Baulichkeit, bei der es mir nicht recht gelingen wollte, hierfür den Begriff „Einschüchterungsarchitektur“ zu verwenden (was im Kriminalgericht Moabit leichter fällt ...). Und dabei kam dann auch die Erinnerung wieder an einen Sommertag im Jahre 1990, als im gleichen Gebäude in einem Saal in einem der oberen Stockwerke eine historisch zu nennende Veranstaltung stattfand. Der bauliche Zustand damals - zu jener Zeit immerhin Sitz des Obersten Gerichts der DDR - belegte den Verfall eines Systems und entsprach dem Begriff von „Ruinen schaffen ohne Waffen“. Die Suche nach einer Toilette konnte man getrost der Nase überlassen, die im Erdgeschoß hinter einer nach oben führenden Treppe fündig wurde. Die Örtlichkeit ließ keinen Gedanken ans Verweilen aufkommen.

Eingeladen zu der Veranstaltung hatte die damalige (West-)Berliner Senatorin für Justiz, Jutta Limbach. Was war der Grund?

Nach der Kompetenzordnung unserer Verfassung, des Grundgesetzes, ist - wie es umgangssprachlich so schön heißt - „Justiz Ländersache“, gehört also das Justizwesen in die Zuständigkeit der Bundesländer; lediglich die Bundesgerichte fallen in die Zuständigkeit des Bundes.

Für die Verhandlungen über den Abschluss des Einigungsvertrages zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR bedeutete das unter anderem, dass die Kreis- und Bezirksgerichte in der DDR übergehen mussten in die Zuständigkeit der - zum Zeitpunkt des Beitritts bereits bestehenden - jeweiligen neuen Bundesländer. Deshalb heißt es in Art. 13 Abs. 1 Satz 1 des Einigungsvertrages (Einigungsvertrag): „Verwaltungsorgane und sonstige der öffentlichen Verwaltung oder Rechtspflege dienende Einrichtungen in dem in Artikel 3 genannten Gebiet (das sind die fünf neuen Länder und der Teil Berlins, „in dem es < das Grundgesetz > bisher nicht galt“ , d. Verf.) unterstehen der Regierung des Landes, in dem sie örtlich gelegen sind“.

Für den Sonderfall Berlin - nur hier fand gewissermaßen auch „auf Länderebene“ eine Vereinigung statt - heißt es in Art. 16 Einigungsvertrag: „Bis zur Bildung einer gesamtberliner Landesregierung nimmt der Senat von Berlin gemeinsam mit dem Magistrat die Aufgaben der gesamtberliner Landesregierung wahr.

Was für die „Fünf Neuen Länder“ unausweichlich war - auch nach der Vereinigung mussten Ehen geschieden, Diebe verurteilt und Schadensersatzansprüche aus Verkehrsunfällen entschieden werden -, nämlich die Fortsetzung der Rechtspflege mit den bisherigen Richtern, die erst nach und nach auf eventuelle Belastungen aus der Vergangenheit überprüft wurden, stellte sich in Berlin ganz anders dar: Es gab in Berlin(West) ein funktionierendes Gerichtswesen und die Justizsenatorin Limbach stand vermutlich vor der Frage, ob sie die Spaltung des Justizwesens auf viele Jahre dadurch fortsetzen wollte, dass ein Teil des Personals mit noch unvorhersehbaren Konsequenzen zu überprüfen war, oder ob sie die West-Berliner Richter von einem Tag auf den anderen - bildlich gesprochen - unter den aus Berlin(Ost) zu übernehmenden Aktenbergen begraben wollte.

Es ist wohl letztlich ihrem politischen Einfluss zuzuschreiben, dass es zu der Formulierung kam: „Die Landesregierung regelt die Überführung oder Abwicklung.“ Mit den zwei Worten „oder Abwicklung“ war die Tür geöffnet für die politische Entscheidung, dass die einst in den Stadtbezirksgerichten in Berlin(Ost) und im Stadtgericht tätigen Richter mit dem Tag des Beitritts „abgewickelt“ wurden, also ihre Tätigkeit beendeten (Die Richter des Obersten Gerichts der DDR waren aufgrund einer Sonderregelung im Einigungsvertrag ohnehin ihrer Ämter verlustig gegangen).

Frau Limbach - ich habe damals ihren Mut bewundert, diese Botschaft gewissermaßen „in der Höhle der Löwen“ zu verkünden - teilte an dem Abend den versammelten Ost-Berliner Richtern die bevorstehende „Abwicklung“ mit ... Ich war damals gemeinsam mit einigen Kollegen - nicht ahnend, was uns erwartete - zu dieser Veranstaltung gegangen, wo wir uns ziemlich fremd fühlten. Als der Kern von Frau Limbachs Botschaft verstanden worden war ... kippte die Stimmung verständlicherweise und machte Zorn und Empörung Platz. Ich hörte Worte wie „Siegerjustiz“, aber auch eine Bemerkung „Machen wir uns doch nichts vor: wenn wir gewonnen hätten, wären wir mit denen doch ganz anders umgegangen.“... In ziemlich mulmiger Stimmung verließen wir die Veranstaltung und verzichteten auf ein Bier in der „Letzten Instanz“. Auch hatten sich unsere bis dahin zu Ost-Berliner Richtern geknüpften Kontakte, um ihnen fachlich den Sprung in das bundesdeutsche Arbeitsrecht zu erleichtern, als voreilig erwiesen. Und unter denen, die wir kennengelernt hatten, gab es etliche, mit denen wir uns eine gute Zusammenarbeit vorstellen konnten. Andererseits: Frau Limbachs Entscheidung ersparte Berlin nicht nur die Jahre dauernde Prozedur der personellen Überprüfungen an sich, sondern auch - wie es jetzt wieder in Brandenburg zu beobachten ist - der dabei gemachten Fehler, die gewissermaßen eine „Überprüfung der Überprüfung“ zur Folge haben ...

Miriam Magall liest aus DAS BROT DER ARMUT

Von Klaus Riemer, Zeitzeuge

Niemand hätte dieses Buch besser übersetzen können als Miriam Magall, denn sie hat dieses Buch unter dem Pseudonym Rachel Kochawi verfasst. Andreas W. Hohmann, ihr

Verleger, schreibt in seinem Vorwort, dieses Buch passe in keine Schublade. Es sei zwar in Romanform geschrieben, aber tatsächlich sei es eine Autobiografie mit veränderten Namen und Orten, um Persönlichkeitsrechte zu schützen. „Wer den Verlag kennt, weiß, dass an jedem Buch aus dem Verlag mein Herz und meine Leidenschaft hängt. An diesem Buch hängt auch meine Seele.“ Dieses Buch lässt wohl niemanden unberührt, denn es wendet sich an alle, an ein Publikum, das Ähnliches erlebt oder nie erlebt hat, es wendet sich an die Leiderfahrenen und an die, denen Ähnliches erspart geblieben ist. Es appelliert an Mitgefühl und Mitmenschlichkeit. Es zeichnet keine Musterbilder, wenn es helfende und beschützende Menschen beschreibt, und es zeichnet keine Zerrbilder, wenn es um unmenschliche, grausame oder bössartige Handlungen geht. Dies alles geschieht vor allem aus der Sicht eines Kindes, dessen Weg wir bis zu seinem 25. Lebensjahr begleiten. Die Autorin wechselt dabei von Fall zu Fall die Perspektiven. So fallen Schlaglichter auf die Anfeindungen, denen Flüchtlinge im Nachkriegsdeutschland ausgesetzt waren.

Kriemhild, so der Deckname des Kindes, ist der Häme und den Drangsalierungen der Kinder und Erwachsenen in besonderem Maße ausgeliefert, nicht nur als hergelaufener Flüchtling, sondern auch weil ihr Äußeres nicht der Norm ihrer Umwelt entspricht. „Judenbalg“ oder „Zigeunerbalg“ wird sie tituliert, und ihr urdeutscher Name wird Anlass für misstrauisches Gerede.

Ihr Elternhaus stand in Polen. Ihr Vater ist Arzt. Er behandelt auch Patienten, die kein Geld haben. Mit einem Schlag ändert sich alles, als die Deutschen kommen. Warum sie aus der heilen Welt ihres Elternhauses herausgerissen wurde, warum sie nicht mehr Keren sondern Kriemhild heißt und warum sie hin- und hergeschubst durch nachkriegsdeutsche Flüchtlingslager und Schulen gehen muss, um überleben zu können, erfährt sie erst spät im Verlauf der Handlung.

Mit diesem Buch - zunächst in Hebräisch erschienen - hat Miriam Magall auch Brücken geschlagen zwischen den Vertriebenen aller Völker und Zeiten. Sie rechnet nicht ab oder auf, sie lässt uns empfinden, wie den Betroffenen zu Mute war und welche tiefen Spuren diese Erfahrungen in der Seele eines Kindes und eines heranwachsenden Menschen hinterlassen können...

Wir gratulieren allen...

im Juli geborenen Zeitzeugen

03.07. Eva-Maria Stege* 05.07. Günter Klein*
06.07. Ingeborg Hämmerling* 09.07. Ilse Bode*
12.07. Mechthild Evers* 13.07. Heinz Cornelius*
19.07. Werner Behrens* 20.07. Hans-Jürgen
Große* 21.07. Herbert Wargenau* 22.07. Markus
Eglin* 23.07. Gerhard Rietdorff* 23.07. Christa
Ronke* 27.07. Horst Wildgrube* 30.07. Horst
Wenzel* 31.07. Meinhard Schröder*

Zeitzeugen gesucht

Suchmeldungen

Zu folgenden Themen:

Nr. 109/11 Wer kann etwas zu Bianka Hamburger sagen? Wer war Mitglied der jüdischen Gemeinde oder kann sich an das jüdische Krankenhaus oder andere jüdische Sozialeinrichtungen in Berlin (vor 1945) erinnern?; **Nr. 112/11** Junge Leute möchten einen Erfahrungsaustausch mit DDR-Zeitzeugen der 1. und 2. Generation am 8.7.11. Wer hat Interesse?; **Nr. 120/11** Wer wohnt in oder um Fehrbellin?; **Nr. 121/11** Wer kann etwas zu G.I.-Clubs in Deutschland sagen?

ANKÜNDIGUNG

Mittwoch, den 20. Juli von 15-17 Uhr



Lehmhaus in Indien - Foto: Schwerk

In der durch vielfältige globale Beziehungen und Abhängigkeiten geprägten Gesellschaft wie der unseren haben einige zentrale Problembereiche eine vergleichsweise geringe Öffentlichkeit und (fast) keine Bedeutung in Schullehrplänen. Dem versuchen Zeitzeugen abzuwehren.

Klaus Schwerk: „Entwicklung“ und „Hilfe“ – Begriffe und Probleme, dargestellt an Beobachtungen und Erfahrungen aus 30 Jahren Tätigkeit als „Entwicklungshelfer“ in Indien, Afrika und Deutschland.

Moderation: Eva Geffers

Veranstaltungsort: Landeszentrale für politische Bildung, 10787 Berlin, An der Urania 4-10

Ecke Kurfürstenstraße

Verkehrsverbindungen U1, U2, U3 Wittenbergplatz/Nollendorfplatz

Bus 100, M29, 187 - Haltestelle Schillstraße

Bus 106, M19, M46 - Haltestelle An der Urania

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P.: Eva Geffers. Redaktion: Eva Geffers, Lektorat und Layout: Dr. Klaus Riemer, **ZeitZeugenBörse e.V. Ackerstr. 13, 10115 Berlin**
Tel. 030 – 44046378, Fax 030 – 44046379. Mail: info@zeitzeugenboerse.de. Web: www.zeitzeugenboerse.de - Büro: Mo, Mi, Fr 10-13 Uhr
Druck Typowerkstätten Bodoni, Linienstr. 71, 10119 Berlin, Tel. 030-2825137, Fax 030-28387568, Mail: info@bodoni.org

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe - Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten.

Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Wer den ZeitZeugenBrief statt per Post per E-Mail erhalten will, schickt uns bitte eine E-Mail!

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft BLZ 10020500, Kontonummer 3340701